

Von Franz Schultheis, Berthold Vogel und Michael Gemperle

Arbeit ist das halbe Leben, sagt man. Dieser Spruch trifft für die Zeitgenossen, die in diesem Buch zu Wort kommen werden, in doppelter Weise zu. Einerseits ist ihnen der Beruf ein Kernbereich ihres Alltagslebens: Er bestimmt zum guten Teil ihren Tagesablauf und prägt ihre gesellschaftliche Existenz auch außerhalb der eigentlichen Arbeitszeit. Andererseits sind sie in der Regel schon seit gut 20 Jahren

»Ein halbes Leben«

mit ihrer Arbeitswelt vertraut und verfügen somit über ein fundiertes Erfahrungswissen, was deren langfristige Veränderungen angeht.

Genau hierum soll es in unserer Studie gehen. Was ist deren Ziel und worin unterscheidet sie sich von den bereits vorliegenden Studien zum Wandel der Arbeitswelt?

Tagtäglich erhalten wir eine Fülle an Informationen über den Zustand, die Struktur und die Entwicklung der Erwerbsarbeit. Die Medien – Zeitung, Fernsehen, Hörfunk oder Internet – beleuchten auf ihre jeweils eigene Weise die vielfältige Welt der Arbeit. Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit, Stellenabbau und Tarifverhandlungen, Ausbildungsfragen und Beschäftigungsförderung, Niedriglöhne und Bonuszahlungen haben stets Nachrichtenwert. Viele publizistische Beobachter neigen dazu, Veränderungen entweder zuzuspitzen oder herunterzuspielen. Oft machen sie sich dabei allzu schnell einen Reim auf Wandlungsprozesse oder suchen nach griffigen Formulierungen, um Aufmerksamkeit für ihre Sichtweisen und Thesen zu bekommen. Entwicklungen der Arbeitswelt werden in der Regel in der Perspektive aufblühender oder niedergehender Branchen und Berufe sowie aus dem Blickwinkel von Politikkonzepten, Rechtsfragen oder institutionellen Erfordernissen mittels plakativer Formeln beschrieben. Das Wort erhalten dann vorzugsweise Experten und Berater, Statistiker und Demoskopiker oder Geschäftsführer, Personalleiter, Betriebsräte und Arbeitsmarktpolitiker. Die Erfahrungen der Arbeitskräfte finden dagegen oftmals nur am Rande Berücksichtigung.

Auch in den Sozialwissenschaften dominieren generalisierende Sichtweisen auf die Arbeitswelt. Entweder wird versucht, Entwicklungen der Welt der Arbeit durch Zahlenreihen einzufangen. In der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, in der Arbeitspsychologie und der Betriebswirtschaft, in der Industrie- und Arbeitssoziologie trägt man eine Vielzahl an quantifizierbaren Daten zusammen und verarbeitet sie mittels statistischer Verfahren zu eingängigen Tabellen und Schaubildern. Die dabei formulierten Fragestellungen entstammen häufig dem Problemhorizont der politischen Führungskräfte. Die Arbeitsmarktpolitik wird evaluiert, Wirtschaftsbranchen werden monographisch erörtert sowie verschiedene Aspekte der Arbeitsbedingungen wie Arbeitszeiten und Entlohnungsbedingungen ausgeleuchtet. Dabei bürgt allein die Scheinpräzision der Zahlen für »Objektivität«. Auf der anderen Seite der wissenschaftlichen Auseinandersetzung stehen Interpretationen, welche

subjektbezogene Aspekte der Arbeitsrealität in den Blick nehmen, beispielsweise die Befindlichkeiten, Einstellungen und Motivlagen der Beschäftigten. Von dieser Warte aus wird meist versucht, Entwicklungen in der Arbeitswelt mit Konzepten wie »Subjektivierung« und »Entgrenzung von Arbeit und Leben« darzustellen. Diese Herangehensweisen entsprechen der Vielfältigkeit der arbeitsweltlichen Realität aber oft weniger als der öffentlichen oder publizistischen Nachfrage, die nach neuen Formeln sucht.

Um die Entwicklungen in der Arbeitswelt verstehen und interpretieren zu können und dadurch eine wichtige Voraussetzung zu ihrer Gestaltung im Sinne der Beschäftigten zu leisten, halten wir es für notwendig, die Erfahrung der Arbeitenden selbst zum Ausgangspunkt zu nehmen. Wir denken, dass das Bild einer sich verändernden Arbeitswelt unvollständig bleibt, wenn nicht systematisch das Erleben und die Kenntnis von denjenigen Menschen einbezogen werden, die in unterschiedlichen Berufsfeldern und Arbeitszusammenhängen tätig sind. Eine aus 45 Forscherinnen und Forschern bestehende Gruppe aus den drei Nachbarländern Deutschland, Österreich und der Schweiz unternahm daher den Versuch, auf der Grundlage von qualitativen Interviews mit Personen aus sehr unterschiedlichen Bereichen und Positionen ein Panorama bzw. eine Bestandsaufnahme charakteristischer Situationen und Entwicklungen unserer heutigen Arbeitswelt zu erstellen. Die befragten Arbeitskräfte treten zum einen als Zeugen der Entwicklung in ihrem Sektor auf. Zum anderen sind sie für uns Informanten, die aufgrund einer langjährigen Einbindung Aussagen über ihr Arbeitsfeld mit erwerbsbiografischer Tiefenschärfe treffen können.

Mit dieser Form einer »Radiografie« gesellschaftlichen Wandels »von unten« steht das Vorhaben in der guten, aber in den vergangenen Jahrzehnten doch weitgehend verschütteten Tradition einer qualitativen Arbeitssoziologie, die von den Beschäftigten her auf die Arbeitswelt blickt. Die biografisch-narrative Konzentration auf »soziale Flugbahnen« soll dazu verhelfen, den Zusammenhang von aktueller Lebenssituation und übergreifenden gesellschaftlichen Strukturen besser zu klären, als es mit den üblichen Methoden der empirischen Sozialforschung gelungen ist, die allzu sehr den Charakter von Momentaufnahmen¹ tragen. Der verstehende Zugang bringt Spannungen, Widersprüche und Uneindeutigkeiten von arbeitsweltlichen Veränderungen zur Sprache und verweist auf die soziale Bedingtheit des Umgangs mit ihnen. Nicht zuletzt deshalb waren wir bemüht, die berufspositionalen Unterschiede in der Wahrnehmung von Entwicklungen nachzuzeichnen; im Gesundheitssektor beispielsweise kommt so ein ganzes Ensemble von Sichtweisen zusammen, in denen analoge Vorgänge unterschiedlich wahrgenommen und problematisiert werden.

Das Forschungsvorhaben sieht sich in der Kontinuität der Studie »Gesellschaft mit begrenzter Haftung«, die 2005 erschienen ist. Ein guter Teil der damals beteiligten Wissenschaftler und Autoren war auch bei der vorliegenden Publikation »Ein halbes Leben« mit dabei und konnte direkt auf gemeinsame Forschungserfahrungen zurückgreifen. In beiden Studien geht es darum, spezifische Formen von Verwundbarkeit, Anpassungszwängen und Selbstbehauptungen in unseren Gegenwartsgesellschaften zu dokumentieren und sie zugleich als gesellschaftlich hervorgebracht zu diagnostizieren und zu rekonstruieren, ohne in die Falle einer gut meinenden spontanen Identifikation und Solidarisierung mit den »Erniedrigten und Beleidigten« zu gehen. Hierzu wurde die in der Vorgängerstudie kollektiv erarbeitete, erprobte und kritisch reflektierte Methode des verstehenden Interviews zur Anwendung gebracht. Neben dem Engagement musste permanent reflexive Distanz zum Gegenstand gewahrt bleiben und bei aller Sympathie für die angetroffenen

Menschen und ihre Lebensgeschichten ständig eine Strategie der kritischen Objektivierung zum Zuge kommen, die deren Zeugnisse nicht einfach für bare Münze nimmt, sondern kritisch hinterfragt. Distanz und Engagement befinden sich dabei, wie schon Norbert Elias immer wieder betonte, in einem stets labilen Gleichgewicht und mussten auch in der Forschergruppe immer wieder in zum Teil kontroversen Diskussionen geprüft, ausgehandelt und neu justiert werden.

Ein wichtiger Referenzpunkt für die vorliegende Arbeit ist Pierre Bourdieu und die von ihm initiierte und geleitete Studie »Das Elend der Welt«. »Nicht bemitleiden, nicht auslachen, nicht verabscheuen, sondern verstehen!« – so lautet das Credo dieses Typs soziologischer Forschung. Konkret ist damit gemeint, dass die jeweiligen Forscherinnen und Forscher sich gerade dank der durch die Erkenntnismittel und -wege der Soziologie ermöglichten reflexiven Distanz so kontrolliert wie möglich an die Stelle der Befragten versetzen. Sie versuchen, die Sozialwelt von deren Standpunkt aus zu sehen. »Nicht verhören, sondern zuhören, nicht instrumentalisieren, sondern zur Verfügung stehen« – so könnte das forschungsethische wie auch methodologische Leitmotiv dieser Untersuchung lauten. »Sich an die Stelle des anderen versetzen« heißt hier nicht, eine Identifikation qua Einfühlung und Projektion zu bewerkstelligen. Um zu einem verstehenden Nachvollzug der Arten und Weisen, in denen der »Andere« denkt und handelt, zu gelangen, bedarf es der Kenntnis seiner wesentlichen sozialen Merkmale, d. h. seiner Position im Sozialraum. Denn ebenso wie sich die objektiven gesellschaftlichen Bedingungen nur in der Form als Produkte ihrer Einverleibung im System der »subjektiven« Dispositionen – als »Habitus« – der gesellschaftlichen Akteure erfassen lassen, lässt sich das Subjektive jenseits personalistischer Metaphysik nur über das Ensemble der in den je individuellen biografischen Flugbahnen eingeschriebenen gesellschaftlichen Bestimmungen und Bedingungen adäquat erfassen. Bourdieu hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass es darum gehen muss, eine Person »in ihrer inneren Notwendigkeit« zu begreifen bzw. die »intellektuelle Freude« (*jouissance intellectuelle*) an einem so tief wie möglich gehenden Verstehen bzw. Ergünden einer anderen Person und einem Nachvollzug der Gründe ihres »Andersseins«, angelegt im Ensemble der mit ihrem im Sozialraum eingenommenen Ort und der dort hinführenden Flugbahn verknüpften gesellschaftlichen Bedingungen und Bestimmungen. Dieses »Verstehen« ist nicht nur intellektueller Nachvollzug, sondern auch Quelle gesellschaftlicher Solidarität.

In diesem methodischen und forschungsethischen Geist arbeiteten in den Jahren 2008 und 2009 rund 40 Sozialwissenschaftler aus Deutschland, Österreich und der Schweiz intensiv an diesem kollektiven Forschungsvorhaben zur Analyse des Wandels von Arbeitswelten. Das gemeinsame Ziel, ein breites Spektrum an Einblicken in die gesellschaftlichen Veränderungen unterschiedlichster Berufssphären zu ermöglichen und mittels subjektiver biografischer Zeugnisse zu dokumentieren, setzte eine kollektive Kraftanstrengung voraus. Jedes Mitglied der Forschergruppe brachte dabei den eigenen besonderen »Feldzugang« mit ins Projekt ein, etablierte eine Vertrauensbeziehung zu dem Vertreter der jeweiligen Berufswelt, führte das Gespräch, transkribierte es und entwickelte eine soziologische »Rahmung« des Interviews. Kurzum, diesem Forschungsvorhaben gelang eine Bündelung von Ressourcen vorgängiger Forschungserfahrungen und -kompetenzen. Hier kam soziales und wissenschaftliches Kapital zusammen, aber auch praktisches Wissen um »Feldzugänge« und eine gemeinsame gesellschaftstheoretische Orientierung. Es versteht sich von selbst, dass eine solche Forschungsarbeit nicht individuell oder in kleineren Projektzusammenhängen hätte stattfinden können.

Jedes der in diesem Band vorgelegten Porträts trägt dabei die unverwechselbare Handschrift von Autorin oder Autor, und dennoch zeigt sich eine übergreifende Stimmigkeit bzw. Wiedererkennbarkeit eines gemeinsamen Ansatzes qualitativer Sozialforschung. Diese Kongruenz wurde in verschiedenen Workshops mit intensiven Diskussionen über das empirische Material erarbeitet. Zur Auswertungs- und Forschungspraxis gehörte die soziale Herstellung bzw. Organisation von »Intersubjektivität« mittels spezifischer Formen systematischer Zirkulation empirischen Materials und seiner Interpretation. Im Anschluss an die Fertigstellung eines Interviews wurde dieses einem anderen Mitglied der Gruppe zur kritischen Gegenlektüre und Diskussion weitergegeben, dann nochmals seitens der drei Koordinatoren entsprechend gegengelesen und gemeinsam mit dem Autor und im Lichte der Reaktionen und Anregungen aus dem Projekt überarbeitet. Dies gilt insbesondere auch für die soziologischen Rahmungen der Interviews. Dieses bewusst gewählte soziale forschungspraktische Arrangement eines organisierten mehrstufigen kritischen Austauschs rund um die Analyse, Deutung und theoretische Einbettung jedes einzelnen Interviews stand direkt im Dienste einer soziologischen »Objektivierung« der subjektiven Erfahrungen und der Schaffung kritisch-reflexiver Distanz zu den befragten Personen. Zugleich lebt dieser Forschungstypus ganz maßgeblich vom persönlichen Engagement der Teilnehmer, von ihrer theoretischen Kompetenz und praktischen Forschungserfahrung.

Die vorliegende Studie sieht sich freilich nicht nur in der Kontinuität zu den Projekten »Das Elend der Welt« und »Gesellschaft mit begrenzter Haftung«. Sie setzt auch neue Akzente. Ein wesentlicher Akzent besteht in einer forschungsstrategischen Vorentscheidung – der Titel »Ein halbes Leben« deutet darauf hin. Diese Vorentscheidung besteht darin, nur Zeugnisse von Beschäftigten mit einer langjährigen persönlichen Erfahrung in einer spezifischen Arbeitswelt einzubeziehen. Diese Langfrist-Perspektive war zugleich von gemeinsamen theoretischen Diskussionen und Vorüberlegungen und von Anknüpfungen an wahlverwandte aktuelle Diagnosen zum Wandel der Arbeitswelt mit bestimmt, allen voran die von Luc Boltanski und Eve Chiapello vorgelegte Studie »Der neue Geist des Kapitalismus«. Beide Autoren legen darin eine empirisch fundierte Gesellschaftsdiagnose zu genau dem gleichen soziohistorischen Zeitraum vor, auf den sich unsere Gesellschaftsanalyse bezieht. Während sich jedoch Boltanski und Chiapello auf Diskurse in der einschlägigen Management-Literatur stützten und dementsprechend »top down« grundlegende Veränderungen der normativen Erwartungen an die Arbeitswelt herausarbeiteten, ging es in unserem Fall darum, Veränderungen in den sozialen Praktiken, also »bottom up«, aus dem Blick der betroffenen Subjekte und ihrer konkreten Praxis zu betrachten und zu analysieren.

Zu den von Boltanski und Chiapello anhand einer Analyse von Management-Diskursen der letzten Jahrzehnte identifizierten Schlüsselbegriffen zur idealtypischen Beschreibung dieses normativen Anforderungsprofils eines marktgerechten Arbeitnehmers zählen in unvollständiger alphabetischer Folge: Autonomie, Employability, Flexibilität, Innovations- und Kommunikationsfähigkeit, Kompromissbereitschaft, Kreativität, lebenslanges Lernen, Mobilität, Plurikompetenz, Projektmanagement, Risikobereitschaft, Selbstmanagement, Selbstsicherheit, Selbstevaluation, Spontaneität, Verfügbarkeit, Vermittlerfunktion, Vernetzung, Vielfalt der verfolgten Projekte, Visionär sein etc. Ein scheinbar unermessliches Anforderungsprofil, doch der kleinste gemeinsamer Nenner dieses Steckbriefs des idealen Arbeitnehmers ist: Er arbeitet stetig und lebenslang an der Perfektionierung oder zumindest Bewahrung seines »Humankapitals« in Gestalt seines inkorporierten kulturellen und sozialen Kapitals; er denkt und handelt im Rahmen von befristeten und

begrenzten Projekten statt in Dimensionen lebenslanger beruflicher Karrierevorstellungen; er situiert sich im Kontext personengebundener sozialer Netzwerke statt auf institutionalisierte Netzwerke zu bauen. Als *employable man* orientiert sich der ideale Arbeitnehmer an seinem eigenen, in Gestalt von konkreter Nachfrage messbaren Marktwert, statt nach einem dauerhaften Status zu streben und begnügt sich mit einer konjunktur- und situationsabhängigen Lebensführung, anstatt sich an einen langfristigen Lebensentwurf zu klammern. Er ist geografisch mobil und beruflich flexibel und weiß dies mit seinen privaten Lebensarrangements in Einklang zu bringen, welche dadurch tendenziell ebenfalls den Charakter von zeitlich begrenzten Projekten annehmen. Doch die Anforderungen des »neuen Geistes des Kapitalismus« sind das eine. Das andere sind die subjektiven Erfahrungen und die tägliche Arbeitspraxis.

Um die Entwicklungen der Arbeitswelt verstehen zu können, genügt keineswegs alleine der Blick auf Konzepte und Vorstellungen des Managements und seiner (»wissenschaftlichen«) Berater – damit würde man den Wunschvorstellungen des Managements ein zu hohes Gewicht beimessen und die sperrige Realität sowie den Eigensinn der Arbeitenden zu gering schätzen. Die Frage nach einer neuen Gestalt der Erwerbsarbeit bedarf der Recherche bei denen, die mit diesen Anforderungen konfrontiert sind. Auf welche neuen Ansprüche stoßen die Arbeitnehmenden? Wer identifiziert sich mit diesen Ansprüchen und wer unterläuft sie? Wer profitiert davon und wer entwickelt Widerstand?

Die Studie »Ein halbes Leben« greift diese Fragen auf. Die Idee und Praxis des »neuen Geistes des Kapitalismus« kommt in den vorgestellten soziologischen Porträts auf sehr vielfältige, oft divergierende und teilweise widersprüchlich wahrgenommene Weise zur Geltung. Vertreter der unterschiedlichsten Berufsfelder und Sektoren des Erwerbslebens legen in diesem Buch Zeugnis ab über ihren beruflichen Alltag, ihre Arbeitsaufgaben, die erforderlichen Kompetenzen und Anforderungen, Handlungsspielräume und Einschränkungen, empfundene Befriedigungen wie auch Frustrationen und Zumutungen. Es kommen sowohl Beschäftigte vor, die sich der Durchsetzung neuer arbeitsweltlicher Anforderungen ohne eigene Gestaltungsmöglichkeiten ausgeliefert sehen, aber auch solche, die sich ihr »pragmatisch« anpassen, und schließlich jene, welche diese Veränderungen positiv bewerten oder sich an ihrer Durchsetzung aktiv beteiligen. Die Befragten erhalten dabei nicht nur die Bedeutung eines »Falles« der sozialwissenschaftlichen Betrachtung und Deutungen: vielmehr werden sie als Beobachter und Analytiker ihrer konkreten beruflichen Alltagswelt ernst genommen. Angeregt durch die Fragen und das Interesse der Forscherinnen und Forscher, die mit ihnen ins Gespräch kommen und ihnen ihre Aufmerksamkeit widmen, bringen sie ihre Einschätzungen zum aktuellen Zustand ihrer Arbeitswelt und ihrer längerfristigen Entwicklung vor. Dazu scheinen sie in ganz besonderer Weise befähigt, weil sie im Durchschnitt seit gut zwei Jahrzehnten mit ihrer jeweiligen Berufswelt vertraut sind und heute auf ein gutes Stück Erfahrung mit den Veränderungen zurückblicken können.

Die Studie »Ein halbes Leben« knüpft an Vorgängerprojekte an, sie setzt neue Akzente und sie lässt schließlich noch eine inhaltliche wie methodische Wahlverwandtschaft zu Pierre Bourdieus Studie *Die zwei Gesichter der Arbeit* (2000) erkennen, deren arbeitssoziologischer Wert oft unterschätzt wird. Bourdieu untersuchte an der Wende zu den 1960er-Jahren in Algerien eine sich im Übergang von einer vorkapitalistischen in eine modern kapitalistische Wirtschaftsweise befindliche (Arbeits-)Welt. Die Grundlage seiner Analyse bilden soziale Akteure, die dank ihrer spezifischen Position im Sozialraum über eine der wissenschaftlichen Soziologie sehr nahe kommende

Spontansoziologie verfügen. Auch in unserem Unterfangen versuchen wir, das heuristische Potenzial der Diskrepanz zwischen den Spielregeln einer »früheren Arbeitswelt«, die in den Dispositionen der Befragten als Beurteilungskriterien inkorporiert sind, und den Spielregeln der zeitgenössischen Arbeitswelt, die beurteilt werden, zu nutzen. Auf diese Weise erhalten wir wichtige Informationen, wie sich im Zuge der Durchsetzung neuer arbeitsweltlicher Anforderungen das Feld des Möglichen wandelt, die Ökonomie der ökonomischen Praktiken sich verändert und inwiefern aus dem resultierenden Gefühl der Entfremdung Formen des Leidens bzw. des Unbehagens an der Gesellschaft entstehen. Möglich wird dies mittels Historisierung der befragten Person durch die Rekonstruktion ihrer sozialen Flugbahn sowie des beruflichen und gesellschaftlichen Werdegangs einerseits und mittels Historisierung des Berufsfeldes, indem die Entwicklung der Arbeitswelt nachgezeichnet wird, andererseits. Durch diese doppelte Historisierung können wir einen Kontrapunkt nicht nur zu einer allzu schnell auf tagespolitische Fragen hin orientierten publizistischen Landschaft, sondern auch zur vorherrschenden ökonomischen Theorie (*rational choice*) und zur, gegenüber der sozialen Genese von Verhaltensdispositionen ebenfalls indifferenten, so genannten »neuen Wirtschaftssoziologie« setzen.

Was den heuristischen Status und Stellenwert der vorgelegten Studien angeht, so war ähnlich wie im Falle der Vorläuferprojekte von Anfang an klar, dass diese Art qualitativer Gesellschaftsdiagnose in methodologischer Hinsicht nicht auf »Repräsentativität« zielt. Im Zentrum stehen die Perspektiven Einzelner auf je konkrete Lebenswelten. Was durch die »dichten Beschreibungen« unserer »Informanten« erreicht wird, ist die Nachvollziehbarkeit bzw. Plausibilität der beschriebenen Erfahrungen. Es wird deutlich, warum sie ihre Arbeitswelten und deren Veränderungen »so und nicht anders« beschreiben, rekonstruieren und interpretieren. In dem »So-und-nicht-anders-Gewordensein« (Max Weber) ihres Verhältnisses zur Arbeit bzw. ihres Selbstverhältnisses (Ethos) via Arbeit kommt eine lange währende Verkettung interdependenter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und -bestimmungen sowie subjektiver Entscheidungen zum Ausdruck. Hieraus erklärt sich auch der möglichst behutsame und bedachte Stil der soziologischen Rahmungen der Porträts, die apodiktische theoretische Postulate völlig deplatziert erscheinen lässt. Weitere sprachliche Vorkehrungen und Relativierungen wären vermutlich angebracht gewesen, doch sie hätten die Lektüre deutlich erschwert.

Selbstverständlich war diese an Bourdieu angelehnte Form der Sozioanalyse auch ständig auf der Hut vor »biografischen Illusionen« und dem in Lebenslaufrekonstruktionen so regelmäßig zur Geltung kommenden retrospektiven Rationalisierungen, bei dem alle früheren biografischen Weichenstellungen wie von einer unsichtbaren Hand gelenkt zum Jetzt-Standpunkt hinführen. Umso wichtiger war daher, die in den Berichten der Befragten auftretenden »Ungereimtheiten«, Mehrdeutigkeiten und Widersprüche immer wieder als Mittel einer kritischen Distanzierung und Objektivierung aufzugreifen und zu reflektieren. Hierbei ging es nicht darum, diese Unstimmigkeiten aufzulösen oder zu übertünchen, sondern sie als Manifestationen real existierender affektiver und kognitiver Dissonanzen und somit als konstitutiv für die Erfahrungen mit der Welt der Arbeit sinnhaft nachvollziehbar zu machen. In »Das halbe Leben« haben diese ambivalenten, ja oft widersprüchlichen oder gar paradox anmutenden Erfahrungen oft die Oberhand.

Die vorliegenden Zeugnisse gesellschaftlichen Wandels werden im Stile einer Galerie soziologischer Porträts präsentiert. Diese gestalten den Band zu einem vielfarbigem Kaleidoskop, das Einblicke in die Realität einer Arbeitswelt bietet, die sich zunehmend diversifiziert. Die einzelnen

Porträts mit ihren interpretativen Rahmungen können jeweils wie Kurzgeschichten aus einem Lesebuch aufgeschlagen, gelesen und wieder weggelegt werden. Jeder dieser Berichte ist einerseits in sich abgeschlossen, erfährt aber durch die ihm vorausgehenden und ihm nachfolgenden Porträts einen bestimmten Stellenwert. Der Gang durch die Galerie ermöglicht kumulative Effekte, eine schrittweise Anreicherung und Ausweitung von Einblicken in verschiedene Facetten einer komplexen gesellschaftlichen Wirklichkeit, zwischen denen Querbeziehungen – konvergente und divergente – gezogen werden können und das Ensemble an Bildern bietet deshalb mehr als nur deren Summe. Wie bei einem Mosaik bzw. Puzzle reihen sich hier bunte Bruchstücke eines unerreichbaren Gesamtbildes seriell so aneinander, dass sich bestimmte gemeinsame Strukturmuster, wenn auch oft nur schemenhaft und vorläufig, abzeichnen. In ihrer Zusammenschau werden sie einzelnen Porträts aus ihrer vermeintlichen Singularität heraus gelöst und erscheinen mehr und mehr als Variationen eines gemeinsamen Grundthemas: dem Wandel von Arbeitswelten. Durch den Umstand, dass für alle Befragten forschungsstrategisch ein gemeinsamer langfristiger Zeithorizont für ihre Erfahrungsberichte zugrunde gelegt wurde, stellt sich die Frage nach Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten nicht primär in synchroner, sondern zuvorderst in diachroner Perspektive. Gefragt wird nicht einfach, welche Parallelen sich in den gegenwärtigen Berufswelten von Gymnasiallehrer, Lastwagenfahrer, Bäckermeister oder Pflegemanager zeigen, sondern inwiefern sich in deren jeweils rund zwanzigjähriger Berufserfahrung konvergente Entwicklungstendenzen und Transformationslogiken zeigen. Das kann beispielsweise die zunehmende Verdichtung von Arbeit sein, aber auch die wachsenden Anforderungen an lebenslanges Lernen und Weiterbilden, die Verstärkung und Verstetigung von Selbst- und Fremdevaluationen oder die Konfrontation mit beschleunigter technischer Innovation. Die verschiedenen subjektiven Erfahrungen verdichten sich wechselseitig zu einem Gesamt an gesellschaftlicher Erfahrung und es entstehen – so der Wunsch der Autoren und Herausgeber – durch das Zusammenwirken vieler Einzelstimmen zu einem gemeinsamen Thema Effekte einer Polyphonie. Es wäre wünschenswert, das Prinzip der Pluriperspektivität in allen anvisierten Berufswelten zur Geltung zu bringen und Akteure unterschiedlicher Funktion und Position zu Wort kommen zu lassen, um die jeweilige Positionsabhängigkeit von Sichtweisen und Blickwinkeln systematischer zu erfassen. Wir haben es zumindest an einigen ausgewählten Arbeitswelten umzusetzen vermocht: in den Bereichen Gesundheitswesen, Bildung, Bauhandwerk und dem Fall einer Kranfabrik. Insgesamt werden sich beim Leser wohl im Verlauf der Lektüre der Porträts immer wieder *déjà-vu* bzw. *déjà-lu*-Effekte einstellen und wenn man auf solche »Familienähnlichkeiten« zwischen einem neuen Porträt und einem zuvor gelesenen Erfahrungsbericht trifft, lässt sich dieser Eindruck jederzeit durch Zurückblättern vertiefen.

Vielleicht wird der eine oder andere Leser überrascht sein, wenn er feststellen muss, dass solche Querverweise und Gemeinsamkeiten in Form transversaler Entwicklungsdynamiken in den Rahmungen der Porträts nur sehr zurückhaltend kommentiert und zwischen ihnen mit jeweils kurzen Überleitungen nur partielle Verknüpfungen angedeutet werden. Die vorliegende Studie verzichtet bewusst darauf, mit mehr oder minder theoriegeleiteten Makroanalysen und -interpretationen in das Geschäft der Gesellschaftsdiagnose einzusteigen. Die theoretische Zurückhaltung ist also beabsichtigt, denn ein solcher theoretischer Überbau würde, so die Ansicht der Herausgeber und Autoren, dem intendierten Anliegen einer soziologischen Radiografie der Arbeitswelt »von unten«, d. h. aus der Sicht der betroffenen Erwerbstätigen, widersprechen und deren Zeug-

nisse gewissermaßen als Fallbeispiele oder Illustrationen instrumentalisieren und abwerten, anstatt sie als empirisch fundierte Erfahrungsberichte unserer »ethnographischen Informanten« zu würdigen. Hierbei wurde das Paradoxon in Kauf genommen, dass zwar alle am Band Beteiligten ihr soziologisches Handwerk theoriegeleitet betreiben, diese theoretischen Perspektiven jedoch in den Rahmungen der Interviews nur als implizite Hintergrundfolie, gewissermaßen zwischen den Zeilen, durchscheinen lassen. Dies schien auch dem intendierten »Lesebuch-Charakter« des Bandes angemessener, als vorschnelle theoretische Generalisierungen aus lichten Höhen konzeptueller Gesellschafts- und Zeitdiagnostik.

Anmerkung

- 1 Bahrtdt, Hans Paul (1975), Erzählte Lebensgeschichte von Arbeitern, in: Martin Osterland (Hg.), Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential. Studienreihe des Soziologischen Forschungsinstituts Göttingen. Frankfurt/Main, S. 9–37, 9.

Die Pädagogen und Lehrkräfte, die wir im vorhergehenden Abschnitt kennenlernten, kämpfen. Sie kämpfen mit sich, mit den Widrigkeiten ihres Berufs und vor allen Dingen kämpfen sie mit ihren Ansprüchen, gute Erzieher und Lehrer zu sein. In ihrem beruflichen Alltag sehen sie sich mit Schülerinnen und Schülern sowie mit deren Eltern konfrontiert, die immer stärker um erfolgreiche Bildungskarrieren konkurrieren – oder sich selbst als Bildungsverlierer anklagen. Sich ständig verändernde Lehrpläne und staatliche Rahmenverordnungen steigern die Nervosität im Bildungssektor. Die Lehrkräfte und Erzieher, die im Folgenden porträtiert werden bzw. sich selbst vorstellen, mögen ihren Beruf, aber er kostet sie kolossale permanente Anstrengungen. Auch die Musikerin Regine C., die zu Wort kommen wird, liebt ihren Beruf. Sie mag ihre Karriere, sie genießt ihre Prominenz in einem überschaubaren Kunstfeld. Aber alles das, was sie mag, hat seinen Preis. Der Druck des beruflichen Erfolgs wächst. Die Anforderung, sich einem Feld zu behaupten, das einerseits »ganz anders« sein möchte und in dem andererseits dennoch das Konkurrenzprinzip gilt. Das Leben in kurzfristigen Projekt ist zwar nicht »spießig«, aber endlich eine Festanstellung »irgendwo« wäre auch nicht schlecht.

Von Pascal Jurt

Ich treffe Regine C., die ich als Freundin meiner Partnerin kennengelernt habe, am Tag vor unserem Interviewtermin im Januar 2009 auf dem Kongress »Dancing with myself« im Berliner Theater »Hebbel am Ufer«. Auf diesem Treffen mit dem Untertitel »Musik, Geld und Gemeinschaft«, auf dem die Krise der Tonträgerindustrie, der sogenannten »Wertschöpfung von Musik«, aber auch die Krise des

»Ich habe zwei Jahre nur von der Band gelebt«

»universalen Versprechens der Popmusik« verhandelt werden soll, treffen sich Musiker, Musikerinnen, Popkritiker und -kritikerinnen, um während zwei Tagen über das pop- und subkulturelle Feld »nach der Digitalisierung« zu diskutieren. Regine C. schreibt während eines Panels zu Do-it-yourself-Kultur eifrig mit, da sie für einen Radiosender darüber berichten wird.

Nach dem Panel sitzen wir mit anderen Musikern, Schriftstellern und Kritikern beim Abendessen zusammen. Mit uns am Tisch sitzt ein Frankfurter Elektronik-Musiker, der vor dem Theater eigenhändig Flyer für eine weitere, von ihm veranstaltete Tagung zum Thema »Audio Poverty. Musik und Armut«, die im Haus der Kulturen der Welt stattfinden soll, verteilt hat. Regine

C., die auf jener Tagung ebenfalls ein Panel leiten wird, diskutiert mit ihm über die Gäste und die Organisation. Ein Münchner Musiker, der im Suhrkamp Verlag schon mehrere Romane publiziert hat, kommt in der Diskussion auf die prekäre Lage von Kulturproduzenten und -produzentinnen zu sprechen und bezeichnet sich kokettierend als »Panel-Proletarier«. Nachdem wir über Gott und die Welt, über die angemessene Erziehung und die künstlerische Begabung der eigenen Kinder, über den Zusammenhang von Arbeit und Leben und über »radical crafting« debattiert haben, fährt uns Regine C. mit ihrem klapprigen Golf nach Hause.

Als ich Regine am Tag nach der Konferenz in ihrer Dreizimmer-Altbauwohnung in Kreuzberg, einem Wohngebiet, das im Sozialatlas von Berlin auf den hinteren Rängen figuriert, besuche, begrüßt sie mich herzlich. Sie stellt mir erst einmal ihren vierbeinigen Mitbewohner Nero vor, einen etwas betagten schwarzen Kater, den sie liebevoll mit einem Bindfaden zum Spielen animiert. Auf dem Tisch neben dem Sofa entdecke ich Roland Barthes' »Fragmente einer Sprache der Liebe«.

Regine ist 1961 in einem kleinen Dorf zwischen dem Nordschwarzwald und dem Rhein aufgewachsen, lebt allein und hat eine fast 30-jährige Tochter, Rosa. Ihre Eltern waren Landwirte. Nach der Realschule macht sie 1983 auf dem zweiten Bildungsweg das Abitur. Im Gespräch zeigt sich, dass Regine C. seit ihrer Jugend von sogenannten »anderen Lebensentwürfen«, von den Versprechungen eines besseren Bohème-Lebens, fasziniert ist. Sie sieht sehr klar, dass sowohl die

Konstanz habitueller Dispositionen und die frühe Selektion des dreigliedrigen deutschen Schulsystems ihr nicht viel Handlungsraum ließen. Sie entscheidet sich zunächst für eine Lehre als Buchhändlerin. Schon diese Entscheidung ist in ihrer Deutung eine bewusste. Sie räumt freimütig und mit bemerkenswerter Selbstreflexivität ein, dass sie, die keine Akademikereltern hatte, etwas gesucht habe, das ein »bisschen in die Richtung geht«. Mit dieser »Richtung« meint sie etwas diffus Künstlerisch-Kreatives, ein »Tor zur Bildung«, »so ein bisschen etwas Intellektuelles, ein bisschen etwas Freieres«.

Ihr Wunsch nach einem anderen Leben verstärkt sich mit ihrem Umzug in den nächsten größeren Ort, Lauffingen. In einem quasi-besetzten Haus, in dem Musik gemacht wird und Drogen konsumiert werden und dessen Bewohner in den 1980er-Jahren ihren Lebensunterhalt noch, wie viele Kreative oder »Aussteiger« damals, von Sozialhilfe bestreiten können, lernt sie Leute mit Abitur und Studierende kennen. Sie zieht Mitte der 1980er-Jahre mit ihrer Tochter Rosa nach Berlin, wo sie bis 1993 an der FU Vergleichende Literaturwissenschaft und Germanistik studiert. Berlin ist das Versprechen, das sie mit ihrer Faszination für das »Morbid-Kaputte«, für »Ausgehen und Leben und Szene« verbindet. Im damaligen West-Berlin gibt es eine subkulturelle Infrastruktur mit Kinderläden und Jobmöglichkeiten, die sich für eine alleinerziehende Mutter vorerst als praktisch erweisen. Der Spagat zwischen diesen schwer zu vereinbarenden Feldern ist nichtsdestotrotz kräftezehrend, da ein Lebensentwurf als studierende, jobbende Szene-Akteurin mit Kind, aber ohne Partner schlicht nicht vorgesehen ist. Im »Hafenbüro«, einer sogenannten Ladenwohnung, lernt sie die ebenfalls aus dem Schwarzwald stammende Kornelia A. kennen, mit der sie 1988 die Band Boomer Clan gründet. Nachdem die Band in Independent-Kreisen und in der damals noch für das Feld der »eingeschränkten Produktion« und »illegitimen Kunst« definitionsmächtigen Popkulturzeitschrift Spex positiv erwähnt wird, erscheinen ihre ersten vier Platten bei einem kapitalstarken und marktdominanten Major-Label. Die Musikindustrie gerät Ende der 1990er-Jahre aufgrund der zunehmenden Digitalisierung und der Anwendung von File-Sharing-Programmen in eine Krise und die Band löst sich 1998 auf. Regine C. versucht dann, mit Kornelia A. ein eigenes unabhängiges Label namens Bitchy Bitch Records aus der Taufe zu heben, auf dem die Platten ihrer neu gegründeten Band Wendy erscheinen. In den 1990er-Jahren, in denen Berlin mehr und mehr vom Zustrom von Künstlern aus aller Welt zu profitieren scheint, ist Regine C. überdies eine der Betreiberinnen der alternativen Bitchy Bitch Bar am Berliner Ostbahnhof.

Nachdem Regine in den 1990er-Jahren noch durch die sogenannten »Künstler-Vorschüsse«, die sie vom Major-Plattenlabel, hauptsächlich vom zuständigen Verlag, bekommt, mit ihrer Band Boomer Clan einigermaßen gut leben kann, erfährt sie 2004 mit dem Zusammenbruch des 1982 im Umfeld der Hausbesetzerszene gegründeten Independent-Musikvertriebes EFA (Energie für alle) und der zunehmenden Ökonomisierung der Musikindustrie, wie der Wind rauer wird. Die Pleite des für ihre neue Band Wendy zuständigen EFA-Vertriebs zieht viele kleine und unabhängige Labels gleich mit in den finanziellen Ruin.

Der Abschluss ihres Studiums 1993 fällt in eine Zeit, in der sie noch gut von ihrer Musik leben kann. Deshalb bemüht sie sich auch nicht, trotz des nun erworbenen akademischen Kapitals, um einen erneuten, höher qualifizierten Berufseinstieg. Es ist ihr subkulturelles Kapital, das sich zu einem gewissen Zeitpunkt in Einkommen ummünzen lässt. Als in den deutschen Feuilletons Mitte der 1990er-Jahre immer mehr »cooles Wissen« gefragt ist und popkulturelle Sozialisatio-

nen und das entsprechende Wissen sich auszuzahlen scheinen, kann sie nicht nur in Musikzeitschriften, sondern auch in »General interest«-Publikationen wie den Berliner Seiten der FAZ, der Berliner Zeitung und der taz einige Texte platzieren. Viele Musik- und Kunstschaffende, die aus ähnlichen Lebenszusammenhängen wie Regine C. kommen, so z. B. Ziggi R., Sepp H., Gerold T. und Karl S., die schon in den 1980er-Jahren die Entgrenzung von Pop und Kunst selbst gelebt haben, suchen in ähnlicher Weise neue Arbeitsfelder wie Theater, (Pop-)Literatur oder Journalismus. Hier kann sie von der Situation profitieren, dass es vor 1995 »in keiner so genannten Qualitätszeitung in Deutschland irgendjemanden [gab], der irgendwie auch nur den entferntesten Schimmer hatte von Popmusik«, wie der Popkulturkritiker Diedrich Diederichsen in einem Interview feststellt.¹

Regine C.s Flugbahn scheint in Bezug auf ihre Berufstätigkeit von drei Optionen geprägt zu sein. Zunächst die Option »Dienstleistung« (Buchhändlerin). Das ist eine mittlere Position, ökonomisch relativ gesichert, allerdings auch nicht krisenfest, aber aus der Sicht Regine C. intellektuell nicht so anregend. Eine zweite Option wäre der Status »Beamte«. Der klassische Weg dazu ist zwar das Philologie-Studium, das anerkanntes kulturelles Kapital vermittelt. Bei der von Regine C. gewählten Studienrichtung der Vergleichenden Literaturwissenschaften gibt es diese Möglichkeit aber nicht. Dieser Weg hätte ökonomische Sicherheit (»Beamter auf Lebenszeit«) gebracht, aber auch Routine und Einbindung in ein festes Zeitgerüst bedeutet. Die dritte Option ist die »Künstlerexistenz«. Es ist die intellektuell anspruchsvollste Möglichkeit, die Kreativität und Innovation verheißt. Gleichzeitig sind die äußeren Zwänge hier am geringsten und deswegen mit der Lebenspraxis der alleinerziehenden Mutter am besten vereinbar. Ökonomisch ist es die riskanteste Strategie. Erfolg hängt hier sehr stark von der jeweiligen wirtschaftlichen Konjunktur ab. Mit der Entscheidung für die Independent-Szene optiert Regine C. für eine Position im künstlerischen Feld, die ökonomische Akkumulation bewusst nicht intendiert. Das im Bereich »Dienstleistung« und »Studium« erworbene kulturelle Kapital ist kaum in den künstlerischen Bereich transferierbar. Zudem setzt die risikoreiche »Künstlerexistenz« einen (finanziellen) Hintergrund voraus (z. B. ererbtes Kapital), über den sie nicht verfügt; ein solcher Hintergrund böte die Möglichkeit, auf seine Chancen warten zu können. »Flaubert hat recht gehabt, reich geboren zu sein. So musste er keine Kompromisse eingehen«, meinte Théophile Gautier, der das l'art-pour-l'art-Prinzip vertrat, sich aber wegen des fehlenden finanziellen Hintergrunds gezwungen sah, journalistisch tätig zu sein. Die kühne Strategie wurde im Fall von Regine C. nicht belohnt, weil sie letztlich von Faktoren wie etwa der ökonomischen Großwetterlage abhängig war, die sie selbst nicht kontrollieren konnte.

Regine C. ist eine der weniger Musikerinnen, die sich mit der Deutung der eigenen Produktionsbedingungen befasst. Ihr autobiografischer Roman »Dolce vita« thematisiert die prekarisierten Lebensbedingungen der häufig als modellhaft apostrophierten Berliner Kulturszene, die von ihr ironisch als »Lo-Fi Bohème« tituiert wird. Abseits von medial vermittelten Star-Phänomenen, die wenig Berührungspunkte mit Normal-Biografien haben, wird die soziale und materielle Lage von Musikern und Musikerinnen selten thematisiert, geschweige denn systematisch soziologisch erforscht. Selbst Musikredakteure vertreten die Meinung, dass die Pop-Branche insgesamt ein sehr niedriges Niveau der Reflexion über sich selbst aufweise. Das Pop-Business sei extrem idiosynkratisch, kriegt man etwa zu hören, weswegen es beinahe aussichtslos sei, von Musikern, Produzenten oder Studiosbesitzern etwas zu erfahren, was über deren eigenen Horizont hinausgehe.

Die Mischung aus Ignoranz und Uninformiertheit sei im Übrigen auch der Grund, weshalb die Musikindustrie ihre Krise wahlweise verschleierte oder überzeichne.

Obwohl Regine C. ein Hochschulstudium abgeschlossen, mehrere Platten veröffentlicht, ein Buch im Jäger-Verlag und in renommierten auflagenstarken Zeitungen publiziert hat, lebt sie sehr prekariert. Sie, die über zahlreiche Kontakte im Medien- und Kulturbereich und reichhaltige Erfahrung verfügt, hat kaum mehr Aussicht auf die berühmte Festanstellung. Obwohl auch sie von der szenetypischen Infrastruktur einer informellen Ökonomie profitiert und dadurch ab und zu über Freundinnen und Bekannte Jobs findet (auf der Documenta 12 arbeitet sie beispielsweise in der Buchhandlung einer Freundin), wächst der Konkurrenzdruck im Feld der Kultur immer mehr, so dass sie sich im Notfall nicht auf die Hilfe anderer verlassen kann.

Die Lebens- und Berufswelt ist heute in zunehmende Maße in, meistens kurz- oder mittelfristigen Projekten organisiert. Regine C., für die es zunächst ideal war, dass in ihrem Alltag Arbeitszeit und Freizeit sich überlappten, da sie eher gegen als mit dem fordistischen Gegensatz Arbeit und Freizeit gelebt hat, ist wie zahlreiche andere Künstler und Künstlerinnen mit ihrem unkonventionellen Lebensstil zu einer Vorreiterin der Ästhetisierung prekärer Existenzweisen geworden. In den 1980er- und auch noch 1990er-Jahren war es für viele Leute, die Kultur produzierten, noch unvorstellbar, einer klassischen Lohnarbeit nachzugehen. Für kurze Zeit wurde zur Existenzsicherung ein Job ausgeübt, zugleich war dank des wohlfahrtstaatlichen Klassenkompromisses das Risiko geringer, in die Zone der Prekarität abzurutschen.

Die Zahlen der Künstlersozialkasse (KSK), in der sich freiberufliche Künstler und Künstlerinnen mittels staatlicher Zuschüsse günstig kranken- und rentenversichern können, zeigen einen deutlichen Anstieg von versicherten und vor allem auch prekarierten Musikern und Musikerinnen. 2009 sind 44.718 von ihnen in der KSK gemeldet, 1999 waren es noch 27.742. Durchschnittlich verdient eine Musikerin in Regines Alter (40 bis 50 Jahre) im Jahr 9.627 Euro, die männlichen Kollegen 12.620 Euro. Bei einem beträchtlichen Teil der in der sogenannten Kulturindustrie Beschäftigten sichert das unregelmäßige Einkommen nicht die Existenz. Auch Regine C. muss sehr bescheiden leben, ohne große Status- und Konsumansprüche. Ihre Arbeit für ein österreichisches Radio sichert ihr einziges fixes Einkommen von 600 Euro im Monat. Beim gemeinsamen Essen nach dem Interview bemerkt sie ironisch, dass sie mit Freunden und Freundinnen in einem internen Wettbewerb stehe, wer mit weniger als 1.000 Euro im Monat auskomme.

Eine Musikerin im Gespräch mit Pascal Jurt

– *Weshalb hast du zuerst eine Lehre als Buchhändlerin gemacht?*

Regine C. – Ich habe halt gerne gelesen. Wir hatten so eine Fahrbücherei, wo Busse über die Dörfer fahren und eigentlich hat in meiner Familie überhaupt niemand gelesen. Das war auch unter Bauern nicht üblich. Aber meine Mutter hat mir immer Bücher geschenkt und dann habe ich mich in dieser Fahrbücherei durchgelesen, von Simmel angefangen bis Dostojewski. Und dann habe ich gedacht, wenn ich schon was Kaufmännisches machen muss, dann lieber noch etwas mit Büchern. Das ist ja oft so bei Leuten aus dem Umfeld. Also die Jungs, die eigentlich Künstler werden wollen, werden Schaufenster-Dekorateur oder früher Siebdrucker, also wenn man jetzt Akademikereltern hätte, würde man halt studieren, und dann sucht man sich etwas aus, was ein bisschen wenigstens in die Richtung geht. Eine ganz vage Vorstellung halt. Aber so ein bisschen das Tor zu Bildung, also so ein bisschen hat das schon mitgewirkt.

– *Dann hast du die Lehre gemacht – das Kind hast du während der Lehre bekommen?*

Regine C. – Ja, während ich die Lehre gemacht habe, habe ich dann Leute in Laufenen kennengelernt und da war ein Haus, das war wie ein besetztes Haus, das aber Miete gekostet hat, aber nur 40 Mark, so ähnliche Verhältnisse. 20 Leute, ein Klo, keine Heizung, und da habe ich dann gewohnt und viele kennengelernt, die Abi hatten und die haben sich dann alle so überlegt: »Ach, was studiere ich denn? Soziologie in Mannheim.« Da hat das angefangen, die-

ser Stachel, die können jetzt studieren, was Interessantes machen und ich muss in den Scheißladen gehen, die ganze Zeit. Also, da habe ich zum ersten Mal darüber nachgedacht und dann kam das Kind. Und dann, wie gesagt, es waren Sperrholzwände und ein Klo und ein Waschbecken. Man hätte da kein Kind groß ziehen können. Meine Eltern haben ja einen Bauernhof, wo natürlich eine Wohnung leer stand, und dann hieß es: »Komm doch zurück.« [*lacht*]. Bin ich natürlich zurückgezogen.

– *Eine Zeit lang warst du bei den Eltern mit deinem Kind?*

Regine C. – Ja, aber nicht lange. Als die Kleine zwei war, also ich habe mich vom Vater getrennt als sie eineinhalb war, bin ich wieder nach Laufenen gezogen, in so eine Art WG, und habe dann Abendgymnasium gemacht. Das ging drei Jahre und das konnte ich auch nur mit ganz viel Trickserei machen, weil man ja vorher drei Jahre gearbeitet haben muss, ich habe aber nur zweieinhalb zusammenbekommen. Das Kind war damals ein halbes Jahr alt, das hat man dann so hingebogen, dass ein Kind so gilt und dann war ich halt drei Jahre auf dem Abendgymnasium in Laufenen ... Ich wollte immer nach Berlin, die ganze Zeit, ich habe gedacht, ich mach halt da das Abitur und dann ...

– *Wie kamst du auf Berlin?*

Regine C. – Es ist ja immer so, aus einer Gegend gehen immer alle da hin, die kommen zurück und erzählen. Das war einfach das große Gegenteil von dem, was ich kannte. Und damals sind ja viele hin, damit sie nicht zur Bundeswehr mussten.

– *Für was stand Berlin? Was hast du damit assoziiert? Ein wildes Bohème-Leben?*

Regine C. – Ja, ein bisschen schon. Ich war ein paar Mal dort zu Besuch, dann dieses Morbide-Kaputte, aber auch diese Szene. Wenn man jetzt in Laufenen gerne weggeht, und ich hatte ja da schon ein Band, und wenn man so

interessiert ist, dann ist es natürlich wahnsinnig trostlos, da gibt es ein Café, das macht um zehn Uhr zu und nachher gab es dann eines, das hieß Swing, da hat man dann Billard gespielt ... Ich denke, dass es heute mehr gibt, eher so Clubs und so, aber da gab es ja gar nix. Und ich hatte so eine große Sehnsucht nach dem Ausgehen und Leben und Szene und als ich dann in Berlin war ... Ich dachte, das ist ja verrückt, hier muss man nur zu einem Imbiss gehen – vielleicht das, was andere Leute haben, wenn sie in New York zum ersten Mal sind, das alles interessant ist, das hatte ich da.

– *Du hast ja dann eine Band gegründet?*

Regine C. – Ja, also [*lacht*] das war ... Die Jungs da in dem Haus, das waren so Südstaatenrocker [*lacht*], Lynyrd Skynyrd und so, und die haben halt eine Sängerin gesucht und ich habe aber da schon Melodien und Texte geschrieben und die haben da so rumgedudelt. Ja, und da gab es sogar ein paar Auftritte, als die Grünen zum ersten Mal in Baden-Württemberg in den Landtag gewählt worden sind. 1983 oder so.

– *Du hast das Abi gemacht und bist also gleich nach Berlin?*

Regine C. – Ja, kurz habe ich überlegt, was ich studieren will, endlich konnte ich das ja auch mal. Da gab es das Fach Volkskunde, das konnte man in Freiburg studieren, das hat mich interessiert, Germanistik halt und ach. Dann dachte ich aber Freiburg, das ist alles ... da bin ich mal hingefahren, das war so hippiemäßig. Es gab zwar keine große Punk-Bewegung, aber innerlich war mir dieses Hippietum und dieses Öko schon suspekt. Da dachte ich, wenn weg, dann gehe ich nach Berlin. Und habe dann hier allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft, Germanistik und Theaterwissenschaft studiert.

– *Du bist hierher, hast dich eingeschrieben. Hast du schon Leute gekannt?*

Regine C. – Eine Freundin habe ich gekannt. Die war mit einem Typ zusammen, der auch ein kleines Kind hatte, aber die hatten eine 3-Zimmer-Wohnung, das war ziemlich beengend. Und damals war ja noch Wohnungsnot in Berlin, da habe ich ewig gebraucht bis ich eine Wohnung gefunden hatte. Und dann habe ich Bafög bekommen und man hat ja als alleinerziehende Mutter früher nichts bekommen, 50 Mark Kindergeld im Monat, und man hat auch nicht mehr Bafög bekommen. Und dann habe ich nebenher noch bei Heintzelmännchen gearbeitet, also das ist so eine studentische Arbeitsvermittlung über die Uni, das war schon ziemlich anstrengend, ich musste ja auch immer jemanden suchen für das Kind. Das war hier im Kinderladen, also Elterninitiativkinderladen, wo man einmal die Woche kochen muss, putzen und so, die konnte man um zehn hinbringen und um vier abholen. Also zehn war jetzt kein Problem [*lacht*], aber ich musste immer die Seminare raussuchen, die bis vier, fertig waren und dann mit der U-Bahn eine halbe Stunde herfahren und dann konnte man schon klar kommen. Die haben dann gewartet bis ich da war, aber viele Seminar waren von sechs bis acht Uhr. Die konnte ich gar nicht machen. Und wenn ich so Jobs hatte, also bei Gertie oder Kleiderauszeichnen im Lager, dann war das Gute an diesem Kinderladen, weil es halt nicht so spießig war und da waren auch ganz viele Alleinerziehende, dann hieß es: »Ja nimmst du die heute?« Das ging dann ganz gut.

– *Deine Haupteinnahmequellen waren Jobs?*

Regine C. – Ja, und später bin ich dann so ein bisschen in die Szene gekommen und habe dann Hafengebäude, Hafengebäude und da gab es halt so Tresenjobs, da bin so in die Gastronomie abgerutscht [*lacht*].

– *Kamst du finanziell gut über die Runden?*

Regine C. – Nee. Seltsamerweise, wenn ich jetzt zurückdenke, finde ich es schon wahnsinnig

elend. Also es war sehr anstrengend, aber ich habe es damals als nicht so elend empfunden. Da hatte ich auch eine Kohleheizung, da musste ich die Briketts hochschleppen und ich hab es als nicht so elend empfunden. Das lag daran, dass viele Leute, die ich kannte, das waren auch Künstler, Musiker, die hatten alle nicht viel Geld und ich weiß noch, dass wir den Laden hatten, mit Hafengebäude, das haben zehn Leute zusammen gemacht und Vladimir hat meistens die Miete bezahlt, und der erste hat 200 Mark gekostet. »Wie sollen wir das zusammenbekommen?« [*lacht*] 200 Mark Miete und so.

– *Dann hast du weiter auch Musik gemacht?*

Regine C. – Ich habe hier immer eine Band gesucht und habe dann immer [*lacht*] auch Leute getroffen. Es ist ja so, wenn man singen kann, Ideen und Lieder, Vorschläge hat, dann ist man eigentlich immer sehr willkommen. Aber das regt mich ja auch so auf, es hat überhaupt niemand Rücksicht darauf genommen, dass ich ein Kind hatte. Also zum Beispiel, wenn man wieder Proben gehabt hat, hieß es: »Ja wir telefonieren dann.« Dann habe ich gesagt: »Ich müsste es halt vorher wissen wegen einem Babysitter.« »Ja, wir können uns nicht so festlegen.« Es war dann immer ein ziemlicher Kampf, können wir uns vielleicht auf einen Tag einigen oder so. Also, da war überhaupt kein Verständnis da, und es waren halt alles so Typenbands, ein unglaubliches Fusion-Gedudel und auf Tablas rumgetrommelt und so [*lacht*], keine Auftritte, so hobbymäßig war das für die.

– *War das für dich auch ein Hobby? Oder war das dein Berufswunsch?*

Regine C. – Den habe ich ja schon seit ich vier bin, ich wollte immer Sängerin werden. Ich habe immer meine ganze Familie auf dem Acker unterhalten mit der Mohrrübe und habe schon immer gesungen. Und dann habe ich halt durch dieses Hafengebäude Kornelia, eine Freundin, kennengelernt und wir haben immer

so gerne gesungen, Schlager gesungen. Daraus ist dann diese Band Boomer Clan entstanden.

– *Wann ist die Band genau entstanden, wart ihr die beiden Gründungsmitglieder?*

Regine C. – Eigentlich 1988. Ja, mit Danny von Stummen.

– *Als ihr die erste Platte rausgebracht habt, hast du noch studiert?*

Regine C. – 1991, ja. Ich habe 1993 den Abschluss gemacht und das war natürlich gerade so eine Phase, als es mit der Band ganz gut lief. Wir haben eine Platte nach der anderen aufgenommen. Wir waren gerade am Höhepunkt unseres Erfolges, das hieß, da kamen bei Konzerten 800 oder 1.000 Leute. Da hat man bei Konzerten verdient, ich habe einen Verlagsvorschuss gehabt. Das war genau die Zeit, in der ich von Musik leben konnte, das waren vielleicht drei Jahre, und das war genau in der Zeit nach dem Studium, wo ich eigentlich schon hätte mich so umschauchen müssen, aber irgendwie, da dachte ich, das ist Musik, das ist das, was ich immer machen wollte. Als Germanistin war das damals auch schon total schwierig. Ich habe mir dann gedacht, wieso. Ich habe mich dann um nichts mehr gekümmert. Was ich hinterher schon bereut habe, weil ich hätte zum Radio gehen können oder was weiß ich. Ja, aber da habe ich gedacht, das geht jetzt ewig so weiter.

– *War das die Zeit als eure Platte »Hund, Katze, Maus« rauskam?*

Regine C. – Ja, 1995. Und 1996 war dann noch die letzte Platte »Büro, Büro«. Ja, und dann irgendwann haben sich die Boomer Clan aufgelöst, 1998, und dann war es irgendwie zu spät. Also, da jetzt noch mit dem Studium ...

– *Wie sah der Alltag, die Arbeit mit der Band konkret aus?*

Regine C. – Ja, es ist ja immer so, dass man teilweise total viel zu tun hat. Bevor man die Platte hat, muss man total viel proben und die Stücke machen und dann ins Studio gehen

und das Cover und Artwork und Linernotes schreiben und Fotos machen und das in einer so demokratischen [*lacht*] Struktur wie bei einer Band alles durchdiskutieren. Auf Tour gehen und zwischendurch hat man aber wieder eine Zeit, wo man gar nichts hat. Also am Anfang hatte ich ja noch das Studium, aber ich habe sogar zu Bandzeiten auch noch gejobbt.

– *Was hast du gejobbt?*

Regine C. – Ich habe hier unten in der Markthalle gejobbt, als Bedienung. Und es ist halt so, wenn man jetzt auf Tour ist, ein paar Wochen im Jahr, es gibt keine anderen Jobs, außer Taxifahren und Gastronomie. Das andere geht gar nicht. Ach so, was mir noch aufgefallen ist, ich habe während des Studiums drei oder vier Jahre in der Bibliothek gearbeitet. Wie heißt denn das? Also Hilfskraft in der Bibliothek war das halt. Und dann habe ich ja kein Bafög mehr bekommen, dann habe ich das bekommen. Da hatte ich auch so 700 Mark, ich habe also [*lacht*] immer gleich viel Geld gehabt. Aber das war ganz gut, weil da saß man im Vorraum und musste, ging ja alles noch ohne Computer, alles mit Karteikarten und die Ausleihe machen. Hatte aber natürlich unglaublich viel Zeit zum Lesen. Ich glaube, ohne das hätte ich mein Studium gar nicht abgeschlossen.

– *Hast du viel Kontakt zu Leuten aus der Uni gehabt? Warst du eingebunden in ein Uni-Leben? Gab es Überschneidungen der beiden Lebenswelten?*

Regine C. – Überhaupt nicht. Ich habe in all den Jahren, in denen ich studiert habe, einen Menschen kennengelernt und neben der Band hat mich vor allem ganz stark das Nachtleben interessiert. Es gab ja so ein paar mythische Bars hier, das Strategie, das Fix'n'Fox, was weiß ich. Das waren die Zeiten als Nick Cave hier wohnte und da bin ich halt immer hin und da gab es einen Dozenten [*lacht*] und einen Studentin, die man in beiden Welten getroffen hat. Aber ansonsten gab es keine Überschneidungen.

– *Du hast dich fremd gefühlt an der Uni?*

Regine C. – Die Mitstudenten waren mir fremder als die Dozenten, bei den Dozenten gab es auch welche, die irgendwie, wenn man es an Klassenzugehörigkeiten festmacht, auch nicht unbedingt aus der Bildungselite kamen. Aber bei den Studenten, das waren alles schon wahnsinnig höhere Töchter und Söhne, hatte ich das Gefühl.

– *Um noch mal auf die Musik zurückzukommen, wie lange konntest du von der Band leben?*

Regine C. – Ungefähr drei Jahre, ja, ich glaube in der Mampfhalle war ich bis 93 oder 94 und die letzte Platte haben wir 96 gemacht. Also von 94 bis 96 habe ich nur von der Band gelebt. Ach so, dann – das habe ich vergessen – dann kam das mit dem Schreiben ein bisschen. Plötzlich wollten alle Leute, alle Freundinnen, die ich kenne, Film studieren, [*lacht*] das kam dann so auf. Es gibt ja die DFFB und HFF, in Potsdam, Hochschule für Film und Fernsehen. Und dann gab es immer so eine Aufgabe, Exposé für einen abendfüllenden Spielfilm, und dann haben die mich immer gefragt und ich habe ihnen was geschrieben. Und die sind immer genommen worden. Und dann hat mir eine erzählt, dass man an der HFF auch Dramaturgie studieren kann. Dann habe ich mich dort beworben und die haben gleich von 400 Leuten fünf genommen. Und die haben mich genommen und ich habe das ein Jahr lang gemacht und habe es dann aufgehört. Das war 1996, da gab es die Band noch. Es war so, das ich mein ganzes Geld verbraucht habe und kein Bafög mehr bekommen habe und die Schule, da musste man wirklich um acht hin, das ging von acht bis vier, nachmittags. Mir war es halt auch zu verschult, also wenn ich Geld gehabt hätte, hätte ich es durchgezogen, weil es hat schon Spaß gemacht.

– *Du hast ja auch schon immer Songtexte geschrieben ...*

Regine C. – Davor habe ich schon Songtexte geschrieben und manchmal habe ich bedauert, dass so wenig Platz war. Das ist ja begrenzter Raum, also ich hatte immer das Gefühl, ich möchte eigentlich noch genauer sein, detaillierter. Und habe dann angefangen, manchmal so kleine Geschichten zu schreiben.

– *Von wem wurdest du angetrieben? Hast du Feedback bekommen?*

Regine C. – Also, das Selbstbewusstsein war jetzt nicht so, wobei ich immer gedacht habe, Songs schreiben könnte eigentlich jeder, wenn er sich anstrengen würde, und dass wir halt Glück hatten, dass es so gut ankam. Und dann hat mich jemand von der Jungen Welt gefragt, ob ich da nicht einen Text schreibe. Dann habe ich gesagt: »Um Gottes willen, das kann ich doch nicht.« »Doch!« und so. Und dann habe ich da angefangen zu schreiben und bald darauf für die taz.

– *Um nochmals auf die Musik zurückzukommen. Wie hast du den Erfolg wahrgenommen?*

Regine C. – Das ging ziemlich schnell, das man eigentlich eine Partyband war und es waren nur so Typen um einen rum, die ernsthafte Rockmusik gemacht haben. Und die fanden es halt lustig und charmant, so drei, damals noch junge Frauen. Also es war eher ein Partyding. Als wir dann den Vertrag hatten [*lacht*] kam in unserer näheren Umgebung schon sehr viel Neid auf. »So ein Scheiss«, hieß es und so, und es ging dann aber wirklich ganz schnell. Dann hat man sich bei Indie-Firmen beworben und die haben sich einfach nicht gemeldet. Und dann haben wir uns gesagt, wir probieren es bei den Großen und dann kamen da gleich zwei Angebote und durch diese Musikindustrie ... das ist auch furchtbar, die Leute da.

Also das war da schon ein bisschen so ein Übergang wo vorher noch Musikenthusiasten da waren, kamen langsam die BWL-er an. Ja, die haben vorher Bier verkauft, in einer Brauerei und jetzt waren sie Produktmanager für

Musik und natürlich war das die Zeit, wo es der Musikindustrie so gut ging, wo sie alle so wahnsinnig angegeben haben und so ein totales Geprotze, wie Fürsten irgendwie ... Da waren schon viele, die einen total angeekelt haben, natürlich.

– *Hast du viele Leute aus den Berliner Kreisen gekannt in der Musikindustrie?*

Regine C. – Mhm, ne, eigentlich, die Moony war ja damals in Frankfurt und hier ... es waren irgendwie alle Musiker. Es war damals nicht so. Es ist nicht wie jetzt, wo es schick ist, wenn man Grafiker ist, oder Webdesigner oder ... irgendwie gab es das damals nicht so. Ich habe die nicht gekannt. Damals war es halt schick, jeden Abend wegzugehen und Drogen zu nehmen und Musik zu machen. Aber nicht dieses ganze Grafikzeug, dieses Computerarbeiten, was jetzt so schick ist, das gab es ja gar nicht.

– *Mit was für Leuten hast du neben Musikern und Musikerinnen zu tun gehabt?*

Regine C. – Ja, ich habe mich in so verschiedenen Szenen aufgehalten, erst mal diese Westberliner Fix'n'Foxi. Das waren schon eigentlich Musiker, irgendwie, ich weiß gar nicht, man weiß gar nicht [*lacht*], was die gemacht haben. Normal zur Arbeit gegangen ist keiner, weil die waren jeden Tag bis morgens um sieben da. Ich weiß echt nicht genau, was die gemacht haben, und dann habe ich so langsam erst den Osten entdeckt. 1994/95/96, als ich dann so durch diese Galerie Paris-Lagos ... und das war dann mein neues Umfeld, neue Szene, das waren ja alles ganz junge Typen, Cord Truppe ... also alle möglichen Leute, die man jetzt so kennt, die jetzt Bands haben oder Kunst machen oder so, die waren da alle so 22 und neu in Berlin. Da war ich dann immer.

– *Und die kannten dich alle schon?*

Regine C. – Die kannten mich alle schon, ich war zwar auch da die Ältere, die Älteste, aber das hat irgendwie keinen großen Unterschied

gemacht, das war egal. Und dann waren da immer Veranstaltungen zweimal die Woche. Das war auch diese große Zeit der Tagesbars und da hatte jeden Abend eine andere Bar auf und dann habe ich ja selbst noch die Bar gemacht, die Bitchy Bitch Bar ...

– *Wie hast du das mit deiner Tochter organisiert? Du hast ja gesagt, du warst eine der Wenigen in deinem Freundeskreis, die ein Kind hatten?*

Regine C. – Ja, ich kannte sonst niemanden. Aber die eine Freundin, zu der ich am Anfang Kontakt hatte, das hat dann so ein bisschen sich auseinanderentwickelt ... ich war dann in anderen Kreisen und so. Das Kind ist ja dann zum Glück größer geworden und ich habe es dann auch viel [*lacht*] abends alleine gelassen. Wenn ich auf Tour gegangen bin, ist es dann halt zu anderen Kindern gegangen oder zu meiner Mutter und Schwester. Man musste immer, organisieren. Ah, das ist so krass. Also Tourplan, wann können die anderen, wann sind hier aber auch Ferien, damit die dann, wer bringt die dann da hin, 700 km weit weg, also ganz große Organisiererei.

– *Hattest du Partner, die dich unterstützt haben?*

Regine C. – Irgendwie [*lacht*] es sollte wohl nicht sein, es sollte wohl nicht sein. Es muss aber auch an mir gelegen haben. Ich habe mir instinktiv immer so total kaputte Sonderlinge ausgesucht, die selber irgendwie depressive Künstler waren. Also ich habe viel Unterstützung von Freundinnen bekommen. Zwei oder drei, die haben dann meine Tochter, die sind dann hier eingezogen, wenn ich auf Tour war, halt so gute Freundinnen. Also ich habe nie mit jemanden zusammen gewohnt. Im Nachhinein muss ich sagen, die haben eigentlich alles nur noch [*lacht*] komplizierter gemacht.

– *Um noch mal darauf zurückzukommen, dann hast du auch angefangen zu schreiben und hast für Zeitungen geschrieben. Lief das parallel zur Musik?*

Regine C. – Na ja, nach Boomer, eigentlich habe ich mich immer als Musikerin gesehen. Das Schreiben fand ich schon gut, ich habe damals natürlich, zum Glück auch gemerkt, dass man sich so einen Mix aus verschiedenen Tätigkeiten suchen muss. Wobei die Honorare von taz und Junge Welt, das waren 60 bis 80 Mark für einen Artikel. Selbst wenn man jeden Tag einen Artikel schreiben würde, das geht nicht. Und dann habe ich ja die Band Wendy gegründet. Also die nächste Band. Und ich habe mir irgendwie eingebildet, ich könnte ein bisschen mehr an den Erfolg von den Boomer Clan andocken. Aber es hat nicht funktioniert, es hat nicht richtig funktioniert, also die nächste Band war eigentlich immer ein Zusschussgeschäft.

– *Was heißt das?*

Regine C. – Das heißt, dass man für die Produktion der Platten natürlich selber bezahlt. Weil wir ja ein eigenes Label hatten, das zu wenig Tonträger verkauft, dass man da gar nicht richtig auf null kommt und dass man auch, wenn man zwei, drei Wochen auf Tour ist, zwar ein bisschen Geld mit heim nimmt, aber für den ganzen Aufwand, das ist Wahnsinn, was verdient man da, vielleicht 1.000 Euro im Jahr. Also, das ist eigentlich wie ein Hobby, was es nicht ist, weil es ist das, was ich machen will.

– *Das Label hast du nach Boomer Clan gegründet? Hast du dir gedacht, dass da was runkommt?*

Regine C. – Ja, aber es war total naiv, weil es die Zeit war, als alle Labels zusammengebrochen sind, die Musikkrise, die Krise der Industrie kam [*lacht*] und irgendwie ... Es war eigentlich so, dass wir eine Best of Boomer Clan machen wollten, und wir haben gedacht, vielleicht bringt das jemand raus. Freunde, die auch Labels hatten, sagten zu uns, macht es doch selber. Was ja eigentlich eine gute Idee war. Das hätte sich auch noch ganz gut verkauft, aber wir haben dann halt andere Sachen gemacht, von

Freunden. Ganz schöne Platten, die sich aber null verkauft haben, ich glaube 200 Stück [*lacht*] oder so, das hat das alles wieder aufgefressen, das war unternehmerisch der Wahnsinn, mit null Eigenkapital, das war totaler Quatsch halt. Ich habe ja zwischendurch auch Sozialhilfe gekriegt, fällt mir ein, ein Jahr lang oder so, da hieß es noch Sozialhilfe und nicht Hartz IV, das war dann von 97 bis 98 oder so. Das war ein Jahr lang. Ich habe natürlich noch schwarz gejobbt nebenher in Kneipen.

– *Also mit dem Label hast du eigentlich nichts verdient?*

Regine C. – Ich hätte sogar etwas verdient, wir haben trotzdem immer weiter gemacht und es hätte auf null, oder vielleicht sogar ein bisschen Plus kommen können, aber dann hat der Vertrieb EFA Pleite gemacht und [*lacht*], jeder von den Musikerinnen hat von dem wenigen Geld, das sie hatte, was weiß ich, nochmal 1.000 Euro irgendwie reingesteckt, in die Produktion, und dann war das so, dass man von dem Vertrieb das Geld bekommt, wenn die CDs verkauft sind. Es waren sogar 12.000 Euro gewesen insgesamt. Davon hätte man zumindest weitermachen können. Dann sind die aber in die Insolvenz gegangen, keinen Pfennig gesehen, also das war es dann

– *Du hast dich aber immer noch als Musikerin oder Autorin gesehen?*

Regine C. – Ja, das ist schwierig. Ich habe mir darüber Gedanken gemacht, ich habe schon viel für Zeitungen noch geschrieben. Dann fragten auch die anderen. Mal schrieb ich für die Spex, für die Intro, für die ZEIT, was gibt es noch, ach, für alles eigentlich. Und, auch für die Berliner Seiten der FAZ. Das war ja dann wieder so ein kleiner Boom, als alle ihre Berlin-Seiten hatten und da habe ich dann ein Jahr lang geschrieben, davon konnte ich fast leben, fast, da habe ich halt ein paar Mal die Woche etwas geschrieben, die haben auch gut bezahlt und nebenher noch Konzerte und die Bitchy

Bar und so. Davon konnte ich dann leben und dann habe ich mit der Sozialhilfe wieder aufgehört. Aber dann kam da die nächste Krise, die Berliner Seiten sind eingestellt worden, und, was haben ich da mal gehört, es gibt 300 arbeitslose Hauptstadtjournalisten und ich war ja ganz Freie und noch nicht so lange dabei und da gab es ja ganz viele, die waren auf der Journalistenschule, die sind dann bei anderen Zeitungen untergekommen, Tagesspiegel, ZEIT und so. Aber so eine Freie und so halb Musikerin wie ich. Ich habe dann schon noch ewig versucht bei der ZEIT, Neon. Alle möglichen Leute habe ich gefragt und gedacht ... ah ja, jetzt strengst du dich an, das wird dann was. Aber es war oft so, dass die so dermaßen formatierte Texte haben wollten. Das wurde dann zehnmal geändert und zum Schluss ist es gar nicht mehr so lustig, wie du sonst schreibst und ich war da ganz, ganz unglücklich, dass hat mich solche Nerven gekostet, so einen Text dreimal zurückzubekommen und nachher wird er total verhunzt, ja das ist so eine ganz ungute [*lacht*] Sache. Und ich habe dann auch gemerkt, so richtig Journalistin, das sind ja die anderen, die auch so gerne Interviews machen und recherchieren. Ich recherchiere auch im Internet und so [*lacht*], aber jetzt als richtige Journalistin da hin hinfahren und Leute ausquetschen, dass bin ich nicht. Ich würde mich vielleicht so eher diffus als Texterin, Autorin, Musikerin bezeichnen ...

– *Hast du das Gefühl gehabt, dass von dir die Rolle der schreibenden Musikerin verlangt wurde?*

Regine C. – Bei den Berliner Seiten war es so, dass man das geschätzt hat, das jemand über Musik schreibt, die selber Musikerin ist, über Konzerte, und jemand, der sich in der Szene auskennt und so. Das schon. Und die wollten das auch, weil sie manche Texte gut fanden, aber wenn es dann darum ging, dass ich das an ihren Apparat anpassen muss, dann war es

irgendwie nicht ... dass hat dann da nicht reingepasst, irgendwie.

– *Lief es zu einem bestimmten Zeitpunkt besonders gut, hast du die Krise gemerkt?*

Regine C. – Wann gab es denn diese Krise, diese Zeitungskrise, 2001, wo die dann alle wieder weg sind, diese New Economy-Krise, die hat sich ziemlich auch auf die Zeitungen ausgewirkt. Die Berliner Seiten, da waren ja viel Leute beschäftigt. Dann gab es die Süddeutsche, die hat auch einen Berlinteil und das wurde einfach weniger. Es gab viel mehr Leute, die waren viel ehrgeiziger als ich und ich muss auch dazusagen, man unterhält sich ja viel mit den anderen. Und ich hab halt dann eine Mail geschrieben, zum Beispiel, habe dann bei einer Zeitung gefragt: »Brauchst du nicht das und das?« Das ging dann eine Zeit lang, und dann kam mal nichts, weil irgendwie ein Praktikant ... Es gibt ja auch irgendwie immer wieder neue, die gut sind und die haben dann gesagt, du musst da hingehen, vor den Schreibtisch, und das ist mir echt ... ich kann das nicht, das war mir zu blöd, ich wollte das alles nicht so sehr wie auftreten und eine Band haben. Vollblutjournalistin, das war es dann doch nicht.

– *Es gab ja zeitweise schon mehr Pop in den Feuilletons. Da konnten ja einige reinrutschen damals.*

Regine C. – Ja, es gibt einige Leute hier von Paris-Lagos, die haben geschafft, Redakteure bei großen Blättern zu werden, dann gab es auch das Jetzt-Heft bei der Süddeutschen, da waren viele. Aber es war alles nicht mehr mein Stil. Aber da war ich aber vielleicht auch schon zu alt. 2001, da war ich ja auch 40 und da gab es dann welche, die waren ehrgeiziger und jünger und hatten vielleicht noch mehr Ahnung von Club- und elektronischer Musik oder irgend so etwas. Und das nächste, also ich habe ja dann das Buch gemacht, bei Jäger, und da gab es wieder so einen kleine Run.

– *Wann kam das Buch?*

Regine C. – Das war 2008, da bin ich dann wieder öfter gefragt worden für Texte und so. Aber das war das einzige außer eine Radiokolumne bei einem österreichischen Sender.

– *Gab es einen Zeitpunkt, wo du daran dachtest, ein neues Arbeitsfeld zu finden? Also Journalistin zu werden und die Musik aufzugeben?*

Regine C. – Wenn sich das besser entwickelt hätte. Musik, das kann man nicht abstellen, aber man hätte es schon nebenher machen können. Aber man kann nicht aufhören damit, das ist wirklich ganz schwierig, das hat fast so etwas Dämonisches. Man hat immer weiter, immer weiter gemacht, und jetzt wegen meiner Band, das hat keinen Sinn mehr. Außer es sind viele Leute, die uns mögen, die kommen zum Konzert, aber man verdient nichts dabei. Ich habe noch soviel Geld, das offen liegt, ich habe eh kein Geld, ich habe keine Kraft mehr dazu und das Ökonomische zwingt einen auch dazu, dass man viel mehr einzelkämpferisch denkt, dass man denkt, ach, wieso, ich mache ja eh die Texte und alles, ich mache jetzt was alleine, ich habe keine Lust mehr, das mit den anderen zu teilen, was schade ist, aber es ist nun mal so.

– *Die Textproduktion fiel also in eine Zeit, als die Musik nicht mehr rentierte oder war das eher Zufall?*

Regine C. – Aber das mit der Band, dass ich weiß, dass das keinen Sinn mehr hat, ist relativ neu, ein Jahr vielleicht und bis vorher habe ich immer gedacht, man muss sich so einen Jobcocktail mixen, aus verschiedenen Sachen und was ich immer gesucht habe, was ich jetzt noch gerne machen würde, ich hätte gerne was, so einmal die Woche, egal, könnte auch eine Buchhandlung sein, oder Büro, irgendetwas, wo man vielleicht einmal die Woche was macht und wo man, so minijobmäßig, wo man vielleicht 400 Euro hätte. Aber das ist auch total schwer, in Berlin zumindest. Das ist unmöglich

– *Das müsste aber nicht unbedingt im künstlerischen Bereich sein?*

Regine C. – Einfach zu arbeiten ist mir lieber, weil das andere ist ja schon alles so künstlerisch. Die anderen Sachen müssen ja alle selber aus einem rauskommen. Ich müsste jetzt zum Beispiel unsere Soloplatte machen und ein zweites Buch. Das muss man alles selber machen, ganz alleine hier drinnen und deswegen fände ich es manchmal ganz gut, wenn ich einmal die Woche etwas machen würde, ganz stumpf, irgendwo hingehen, andere Leute sehen, Bücher verkaufen. Das wäre super, aber das ist ein bisschen aussichtslos.

– *Wie kamst du dazu, ein Buch zu schreiben?*

Regine C. – Zuerst war es so, dass ich in Jena gespielt habe und da war eine Frau und die hat beim Jäger Verlag gearbeitet, zwar nicht als Lektorin, sondern im Vertrieb und die hat gemeint, meine Texte gefallen ihr so gut, sie liest auch manchmal etwas in der taz und ob ich nicht Lust hätte, ein Buch zu machen und so. Und ich hatte vorher mal etwas Längeres geschrieben für »Die Beute« und dann habe ich ihr das gegeben und sie hat es dem Lektor gegeben und der meinte, es wäre zwar nicht schlecht, aber es passt nicht in das Programm. Und dann kam die Zeit, wo alle möglichen Musiker, Bekannte von mir, Bücher geschrieben haben. Also Ziggi R., Sepp H. und wie sie alle heißen und wo ich gemerkt habe, das ist doch auch so ein zweites Standbein, dann kannst du mit dem Buch auf Tour gehen. Das war wiederum so eine Boom-Zeit, glaube ich [*lacht*], da sind auch Verlage auf einen zugekommen. Aber ich bin ja auch so ein bisschen faul, was das Buchschreiben angeht, wenn ich keinen Bock habe, dann mach ich gar nichts und dann meinten die, ja vielleicht noch bisschen mehr, mal abwarten, wenn ich noch mehr habe und so und irgendwie habe ich mir das auch immer vorgenommen, habe aber immer etwas anderes gemacht, das ist nicht angewach-

sen. Plötzlich nach fünf Jahren hat sich dieser Lektor von Jäger wieder gemeldet und hat gesagt, es ist zwar fünf Jahre später, aber die haben im Verlag so eine Schiene, wo auch Karin S. und so schreckliche Sachen laufen, so einen Popnische und ob ich das nicht machen will und dann habe ich mich mit ihm getroffen und habe ich mich mit dem ganz gut verstanden und dann habe ich so eine Art Autobiographie mit Texten, die ich schon geschrieben hatte zusammengestellt. Und dann habe ich halt gedacht, ich trete in die Fußstapfen von Ziggi R. [*lacht*], weil bei dem kommen ja sehr viele Leute zu den Lesungen. Prima, jetzt habe ich es! Das mache ich jetzt und dann kommen viele, dann kann ich von den Lesungen leben. Und es ist ja so, die Gagen, sind da auch nicht toll, aber man kann alles behalten, man muss nichts abgeben und man hat weniger Kosten, weniger Transport, Bus und so. Das habe ich jetzt gemacht und hatte dieses Jahr 35 Lesungen. Es ist so, dass es viel weniger Spaß macht als mit der Band, weil man immer alleine ist und bei der dreißigsten Lesung denkt man schon, ich kann den Scheiß nicht mehr hören. Es ist in Ordnung, aber es ist wie Arbeit. Und dann ist es halt so, da waren Zuschauerzahlen zwischen fünf in München und 400 in Wien. Und oft so um die 40, 50, 60. Und das lohnt sich dann auch nicht so arg, dass einem die Veranstalter die Bude einrennen. Und wenn du 30, 40 Sachen gemacht hast, dann warst du schon in Städten wie Bamberg und Hildesheim, dann ist es irgendwie vorbei.

– *Hast du auch einen Vorschuss bekommen?*

Regine C. – Ich habe 10.000 Euro bekommen, 5.000 bekommt man gleich und 5.000, wenn man das Buch abgegeben hat und da ich sehr sparsam bin und nebenher noch ein bisschen Texte geschrieben habe, konnte ich jetzt eigentlich fast zwei Jahre davon leben. Natürlich, die Lesungen haben auch was gebracht.

– *Von wie viel hast du gelebt in diesen zwei Jahren?*

Regine C. – Vielleicht so 1.000, 1.200 Euro im Monat

– *Und von was lebst du jetzt?*

Regine C. – Ich habe jetzt noch das Geld von den Lesungen. Also ich weiß nicht genau, was noch vom Verlag übrig ist. Worüber ich sehr froh bin, man hat mir dann neben dem Buch noch eine Kolumne beim Rundfunk angeboten.

– *Du machst dir schon konkret Gedanken über die nächsten zwei Jahre?*

Regine C. – Zum ersten Mal bin ich jetzt wirklich in einer Situation, dass ich durch die Lesungen und durch den Vorschuss einigermaßen gut dastehe ... ich habe jetzt noch Geld, wenn es mit der Kolumne weitergeht und so [*lacht*] bis Juni, Juli. Aber das ist schon totaler Luxus.

– *Früher konntest du nicht soweit vorausplanen?*

Regine C. – Ne, ne. Es geht mir zur Zeit sogar besser als sonst. Aber ich mache mir noch so viele Gedanken [*lacht*]. Also es ist zum Beispiel so, dass ich überhaupt nichts gegen einen normalen Job hätte, das würde mir überhaupt nichts ausmachen. Ich habe mich ja schon bei voll vielen Sachen beworben. Zum Beispiel hat man bei so einem Mädchenprojekt Hausaufgabenbetreuung gesucht. Und so als Germanistin und so, und für ein anderes Jugendprojekt Öffentlichkeitsarbeit, da gab es noch nicht mal eine Absage. Ich denke, dass hat auch etwas mit meinem Alter zu tun, weil ich ja jetzt 48 bin. Als ich das versucht habe, war ich 45. Und da habe ich gemerkt, es ist eigentlich sinnlos, da bin ich zu alt.

– *Gibt es vielleicht eine Möglichkeit, dass du über Freunde, über dein Netzwerk an einen Job kommst?*

Regine C. – Viele jobben selbst. Bisschen liegt es auch daran, dass ich bestimmte Sachen nicht mehr machen kann. Zum Beispiel eine andere

Freundin von mir, die auch in einer Band ist, die macht Castingjobs, wo sie Leute interviewt für Fernsehserien, also wenn ich jetzt wollte, könnte ich irgendwie reinkommen, aber das ist mit ganz viel Fahrerei verbunden und ich hatte, 2004 einen Unfall, der zwar total glimpflich verlaufen ist, aber ich merke, dass ich für bestimmte Sachen nicht mehr so belastbar wäre. Also ich weiß nicht, ob das nicht eine normale Alterserscheinung ist. Kann auch sein. Aber seit da, habe ich das halt so ein bisschen gemerkt.

– *Wenn du andere Musiker und Musikerinnen anschaust, die Karriere gemacht haben. Wenn du die siehst, was denkst du dann?*

Regine C. – Ich muss eher aufpassen, dass ich nicht verbittert werde. Ich kenne halt viele Bands ... Das sind ja alles Freunde von mir und bei denen geht es noch, weil ich wirklich gut finde, was die machen. Aber es gibt viele, die finde ich wirklich total scheiße und die schaffen es dann, die können davon leben. Und da muss man echt arg aufpassen, dass man nicht total verbittert. Und warum ich jetzt in meinem hohen Alter immer noch nicht so davon ... also im Moment lebe ich ja davon, aber so ganz unsicher, und ich glaube halt, das liegt am Geschlecht. Ich glaube, dass man in der Popkultur als Frau irgendwie keine Karriere machen kann, das glaube ich wirklich.

– *Inwiefern?*

Regine C. – Die ganzen Jungsbands ... So einen Aufstieg kann man nur machen, wenn die ganzen Jungs in den Musikzeitschriften alle einen toll finden. Bei den Boomer Clan war es schon so, wir hatten ja einen ganz großen Erfolg, wofür ich auch total dankbar bin. Aber trotzdem wurde man ja nie ernst genommen. Wir sind ja nie in die Spex-Redaktionscharts gekommen und da kann man sagen, das liegt vielleicht an der Musik, aber es stimmt nicht.

– *Ist das gegen- oder popkulturelle Feld also von denselben Geschlechtersymmetrien geprägt?*

Regine C. – Lange Zeit habe ich gedacht, dass da nicht so ist, bis ich dann mit Erschrecken festgestellt habe, dass es da noch schlimmer ist. Dass es noch viel schlimmer ist. Das hat eine Weile gedauert, ja. Sexismus und wie gesagt, was ja im Feminismus diese gläserne Decke genannt wird, die Frauen nicht durchstoßen, das ist ja in der Popmusik noch viel, viel schlimmer und selbst wenn es jetzt jemand schaffen würde, sagen wir mal, so einen Stand wie Wahnornament zu erreichen ... Jetzt nicht übermäßig, aber wirklich solide Grundlage und einfach weitermachen können ohne Sorgen, dass müsst dann vielleicht auch jemand sein, der jünger ist, neben diesem Gender-Ding, kommt ja auch dieses Jugend- und Altersding dazu.

– *Was hast du jetzt konkret vor, als Musikerin?*

Regine C. – Also ich glaube, dass die Bands jetzt immer mehr verschwinden, dass es immer mehr Solos geben wird, einfach aus ökonomischen Gründen, weil es halt viel billiger ist. Es ist zwar ein bisschen schade, weil alle Frauen, die älter als 35 sind, müssen ja auf Chanson machen [*lacht*], »weil so alte Frauen in einer Band das passt nicht« und so. Das habe ich früher immer abgelehnt, aber es ist ja tatsächlich so, dass ich eh schon immer ruhigere Lieder gemacht habe und ich finde es jetzt eigentlich gar nicht so schlimm. Ich werde so eine Chansonplatte machen und eigentlich tut es mir leid, weil es viel mehr Spaß macht, mit einer Band unterwegs zu sein.

Januar 2009

Anmerkungen

- 1 »Pop-Feuilleton. Diedrich Diederichsen im Gespräch mit Alexis Waltz und Jochen Bonz«. In: Jochen Bonz/Michael Büscher/Johannes Springer (Hrsg.): Popjournalismus. Mainz, 2005. S. 191.
- 2 http://www.kuenstlersozialkasse.de/wDeutsch/ksk_in_zahlen/statistik/versichertenbestandsentwicklung.php, http://www.kuenstlersozialkasse.de/wDeutsch/ksk_in_zahlen/statistik/durchschnittseinkommenversicherte.php.